

Bekenntnisse eines Wall-Street- Süchtigen



Jim Cramer

Börsenbuch  verlag

Jim Cramer

Bekenntnisse
eines Wall-Street-
Süchtigen

Börsenbuch  Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Confessions of a Street Addict
ISBN 0-7432-2487-6

Copyright der Originalausgabe 2002:
© James J. Cramer & Co. All rights reserved.

Copyright der deutschen Ausgabe 2022:
© Börsenmedien AG, Kulmbach

Übersetzung: Egbert Neumüller
Gestaltung, Satz und Herstellung: Timo Boethelt
Lektorat: Karla Seedorf
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86470-846-6
eISBN 978-3-86470-847-3

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen
Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der
Verwertung durch Datenbanken oder ähnliche
Einrichtungen vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach

Tel: +49 9221 9051-0 • Fax: +49 9221 9051-4444

E-Mail: buecher@boersenmedien.de

www.boersenbuchverlag.de

www.facebook.com/plassenbuchverlage

www.instagram.com/plassen_buchverlage

Für Karen, meinen Vater und Nan.

Inhalt

Danksagungen

Kapitel 1

Die frühen Jahre

Kapitel 2

Goldman

Kapitel 3

Der Geld-Mann

Kapitel 4

Aufbau eines Hedgefonds

Kapitel 5

SmartMoney

Kapitel 6

Die Geburt von TheStreet.com

Kapitel 7

Und noch einmal Dow Jones

Kapitel 8

Desai

Kapitel 9

Der Mann mit den zwei Karrieren

Kapitel 10

Der Medien-Mann

Kapitel 11

Cendant

Kapitel 12

Berkowitz

Kapitel 13

Die Einstellung von Kevin English

Kapitel 14

Krise 1998: Teil 1

Kapitel 15

Krise 1998: Teil 2

Kapitel 16

Krise 1998: Die Rückkehr der Trading-Göttin

Kapitel 17

Im Inneren des IPO: Teil 1

Kapitel 18

Im Inneren des IPO: Teil 2

Kapitel 19

Medien-Wahnsinn

Kapitel 20

Die Rückeroberung von TheStreet.com

Kapitel 21

Die Neupositionierung von Cramer Berkowitz

Kapitel 22

Aussteigen

Kapitel 23

Bekenntnisse eines ehemals Wall-Street-Süchtigen

Danksagungen

Als TheStreet.com vor drei Jahren an die Börse ging, wussten wir alle, dass es ein brandheißes Geschäft werden würde. Das heißt, wir bekamen Aktien, die wir an Freunde und Verwandte verteilen konnten, und wir wussten, dass wir damit buchstäblich Hunderttausende Dollar verteilten, wenn wir sie jemandem gaben – vorausgesetzt, die Betroffenen verkauften sofort bei Handelsbeginn oder kurz danach. Ich setzte mich also hin und rechnete mir nach dem üblichen Wall-Street-System aus, wie viel meine Freunde und Verwandten insgesamt bekommen würden. Tagelang überlegte ich, wie ich die Aktien verteilen sollte; irgendwann gab ich es auf und sagte mir, dass ich ohne meinen Vater, meine Schwester und meine Frau ein Nichts wäre – also bekamen sie fast alles.

Und jetzt, da ich hier sitze und über die Widmung des vorliegenden Buches nachdenke, diesmal also kein Geld, sondern Dank verteile, komme ich zu genau dem gleichen Schluss. Mein Vater hat sein Leben lang gearbeitet, um meine Schwester und mich glücklich zu machen, und zwar sowohl durch die Bestreitung des Lebensunterhalts als auch durch Güte, Liebe und Einfallsreichtum. Er und meine verstorbene Mutter ermutigten mich immer, meine Ziele zu erreichen. Ich selbst trieb dies bis zum Äußersten, was beide nicht wollten, und sie drängten mich auch, damit aufzuhören; meine Mutter tat dies, bevor ich meine Wall-Street-Karriere begann, mein Vater, als ich sie beendete. Das Leben meines Vaters hat mich dazu angeregt, hart zu arbeiten und immer die Wahrheit zu sagen. Er ist und

bleibt die größte Inspiration für meine Erfolge und erreichten Ziele. Außerdem ist er mein bester Freund, und das können nur wenige Söhne von ihren Vätern sagen. Darüber bin ich sehr glücklich. Meine Schwester ist mir beigestanden bei den allergrößten Schwierigkeiten und Rückschlägen, sie hat mich von dem notdürftigen Lager auf dem Rücksitz meines Ford Fairmont in ihr Wohnzimmer in Greenwich Village geholt und mich dazu ermuntert, an der Wall Street meine Träume zu verwirklichen. Sie, die es länger mit mir hatte aushalten müssen als irgendjemand anders. Und meine Frau? Was soll ich dazu sagen? Lesen Sie das Buch und finden Sie es heraus. An dieser Stelle brauche ich die Rolle nicht näher zu erläutern, die sie gespielt hat.

Ich möchte auch Bob Bender und David Rosenthal von Simon & Schuster danken, denn sie haben daran geglaubt, dass ich es schaffe, und sie haben mich unterstützt. Sie sind die Besten und ich hoffe, dass ich noch sehr lange mit ihnen zusammenarbeiten kann. Dank gilt auch meiner Agentin Suzanne Gluck, die ebenfalls jederzeit an mich geglaubt hat.

In meinem Leben hat es so viele hilfreiche Menschen gegeben, die mich ermutigt und angespornt haben, die zu mir gehalten haben, obwohl ich sie zeitweilig im Stich gelassen habe, allen voran mein „Best Man“ [in den Vereinigten Staaten ein Freund, der bei den Hochzeitsvorbereitungen hilft] Marty Peretz; ich habe ihn in meiner Raserei schmachlich hängen lassen. Er hat meine Entschuldigungen großmütig akzeptiert und die seinigen auf die Zeit ausgedehnt, in der die Gier jede Faser meines Körpers durchdrang. Jeff Berkowitz, mein ehemaliger Partner bei Cramer Berkowitz, hat mir das Leben gerettet. Wie hätte ich lebendig aus dem Hexenkessel des Hedgefonds herauskommen sollen, wenn er nicht diese

verfluchte Geldmaschine übernommen hätte? Meine Assistentin Jeannie Cullen, die jetzt keine Entschädigungen mehr braucht für all die zerschlagenen Telefone, die zerschmetterten Computer und die Scherben der zerschmissenen Kaffeetassen, die in ihre Richtung flogen; sie tat ihr Bestes, um mich vor meinem manischen Wesen zu beschützen, wenn ich dem perfekten Handelstag nachjagte. Jim Stewart, der immer darauf beharrte, ich solle auch nach meinem Gang an die Wall Street weiterhin schreiben; ohne seine stetige Ermutigung hätte ich irgendwann damit aufgehört.

Momentan macht mir TheStreet.com großen Spaß, einerseits wegen des fantastischen CEO Tom Clarke und andererseits wegen des hervorragenden Chefredakteurs David Morrow, der aus der Redaktion von TheStreet.com endlich eine solide und geniale Institution gemacht hat.

Danken möchte ich auch Eric Seiler, meinem persönlichen Anwalt, der herausgefunden hat, wie ich die Schwierigkeiten vermeiden kann, in die ich mich ohne ihn gebracht hätte. Er ist fantastisch und hält mich davon ab, mir selbst zu schaden. Ich wünschte, ich wäre ihm vor 20 Jahren begegnet.

Und natürlich will ich meiner Mutter danken, die in ihrem kurzen Leben alles begriffen und es am Ende geschafft hat, aus mir einen Schriftsteller zu machen.

Aber am allermeisten möchte ich meinen wundervollen Kindern danken; Cece und Emma gaben mich nie auf, als ich zu dumm war, um zu erkennen, was aus mir geworden war und was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht zur rechten Zeit Ehemann und Vater geworden wäre.

1

Die frühen Jahre

Wenn andere Neunjährige im Jahre 1964 einmal einen Blick in die Tageszeitung warfen, dann interessierten sie vielleicht die Comics oder die Baseballergebnisse. Aber wenn mein Vater das Dreisterneblatt *Philadelphia Evening Bulletin* mit nach Hause brachte, dann überblätterte ich Peanuts, Archie und was es sonst so gab. Stattdessen ging ich direkt zu dem Einzigen über, das mir je wichtig war: dem Wirtschaftsteil, genauer gesagt den Börsenkursen. Sie sehen, ich habe mich nie für Entlassungen, Einstellungen oder Wirtschaftspolitik interessiert. Wichtig waren mir nur die Unternehmen und die Dollarzeichen, die daneben standen und ihren täglichen Wert anzeigten. Mich interessierte die wunderbare, gedruckte Mauer aus Abkürzungen, Gen'lMot, So'CalEd, PhilMo, hinter der eine große Zahl stand, dann eine kleine Zahl, noch eine Zahl und dahinter ein Plus- oder Minuszeichen. Ich verschlang sie genau so, wie ein normaler Junge aus Philadelphia die Durchschnittsleistung der Batter seiner heiß geliebten Phillies oder Eagles oder Warriors verschlingen mochte. Ich wusste, dass ich mir ausrechnen konnte, in welche Richtung sich diese Zahlen entwickeln würden. Ich wollte die Muster erkennen, denen diese Preise folgten, und damit Geld verdienen, wenn auch nur in meinem eigenen Börsenspiel, das ich ständig und gut spielte.

Als ich in der vierten Klasse war, dachte ich, ich verstehe die Zahlenfolge hinter den abgekürzten Namen.

Ich stibitzte ein älteres Hauptbuch vom Arbeitgeber meines Vaters, der National Gift Wrap & Packaging Company. Ich radierte die in Großbuchstaben geschriebenen Mengenangaben der verkauften Kartons aus – Herrenschafteln mit Deckel, 9 x 12 Zoll, und Damenschmuckschafteln, 3 x 4 Zoll – und ersetzte die Spalten durch Aktienbezeichnungen mit den voraussichtlichen Schlusskursen des Tages. Ich ließ keinen Tag aus und rätselte, wieso es an Karfreitag, am Memorial Day oder an Wahlen keine Kurse gab. Wurden die Unternehmen nicht trotz der Feiertage bewertet? Ich konnte davon nie genug bekommen, im Gegensatz zum Rest der Amerikaner. Ich wollte jeden Tag Action.

Als ich in der fünften Klasse war, bat ich meinen Vater – ganz anders als andere Söhne in Amerika – darum, später von der Arbeit heimzukommen. Die Zeitung, die er normalerweise mit nach Hause brachte, die Dreisterneausgabe des *Bulletin*, berücksichtigte nur die Kurse bis 12:30 Uhr. Wozu war das nütze? Ich überredete meinen Vater, anderthalb Stunden länger zu arbeiten, sodass er auf dem Heimweg in die Vorstadt an der 16ten, Ecke Market Street, durchs Autofenster schnell die Fünfterneausgabe kaufen konnte. Wie hätte ich feststellen sollen, ob ich mit meinen Voraussagen der Schlusskurse von Ling-Temco-Vought (LTV) und DougAir richtiggelegen hatte, wenn Dad nur die blöde Frühausgabe mit ihren Mittagskursen heimgebracht hätte? Während die anderen ihre Freizeit nach Schulschluss mit Brettspielen, Kämpfen oder Football verplemperten, spekulierte ich auf den Börsenschluss. Jeden Abend riss ich meinem Vater die Zeitung förmlich aus der Hand, breitete die Kurstabellen der New York Stock Exchange auf dem Boden des Wohnzimmers aus und sah nach, wie viel Geld meine Aktien gebracht hätten.

Allerdings waren mir meine eigenen Großstaten nicht genug. Nein, ich versuchte die gesamte fünfte Klasse von Mrs. Mixer dazu zu bringen, wie ich das Börsenspiel zu spielen. Ich erklärte ihnen sogar, wie man die Kurstabellen liest, aber es gingen keine Wetten bei mir ein. Sie verstanden den ganzen Vorgang einfach nicht.

Aber egal. Nach meiner Rechnung hätte ich mit meiner Aktienausswahl noch vor dem Eintritt in die sechste Klasse zwei Millionen Dollar gemacht. Und damals waren zwei Millionen noch etwas wert. Meine Methode war simpel, ich versuchte, mit den aktivsten Aktien kleine Gewinne zu erzielen, zum Beispiel mit Rüstungsaktien, denn es war Krieg und die Rüstungsindustrie schien eine wahre Notenpresse zu sein. Es schien so, es war so und es wird wohl immer so sein.

Es wäre zu schön gewesen, wenn Fantasie und Realität 1965 in der Cromwell Road 1401 in Wyndmoor einander entsprochen hätten. Während ich mit meinen Aktien die Indizes übertraf, hatte mein Vater, wie so wie viele aus seiner Generation, von einem örtlichen Broker einen Tipp bekommen: National Video. Er steckte den Erlös seines Verpackungsgeschäfts in die Zukunft von National Video. Etwa ein Jahr lang verlor mein Vater jeden Cent, den er bei National Gift Wrap mit dem Verkauf von Papierbeuteln und Kartons verdiente, an diese Dotcom-Investition der damaligen Zeit. Jeden Abend musste ich mir beim Essen anhören, wie es National Video ergangen war. Die Aktie schien nicht steigen zu wollen. Zwar habe ich auch einmal einen Chart gesehen, der auf dem Weg in die Vergessenheit ein paar sanfte Anstiege aufwies, aber ich kann mich an keine einzige Unterhaltung aus jener Zeit erinnern, die nicht von dem Ausruf „Dieses gottverdammte National Video!“ geprägt war. Es kam so weit, dass sich mein Magen schon zusammenzog, noch bevor ich im Radio den Bericht

über die wichtigsten Aktienbewegungen mitverfolgte; ich hörte die Sendung jeden Tag um vier Uhr nachmittags, um mitzubekommen, wie es gelaufen war, denn National Video wurde immer besonders hervorgehoben. Schließlich überwog der Schmerz, den National Video bereitete, die Freude an meinem eigenen Spiel. Gespräche über die Börse, ob in der Fantasie oder in Wirklichkeit, wurden fortan vom Abendessentisch verbannt, weil uns das zu sehr aufregte.

Inzwischen hat mein Vater National Video und den Typen, der ihn da hineingeritten hat, so gut wie vergessen. Aber ich erinnere mich an Jack P., einen Broker aus Philadelphia, der einer ganzen Generation die Börse verleidet hat, und ich hasse diesen Scharlatan immer noch so, als wäre es gestern gewesen. Er und National Video haben so ziemlich alles ruiniert, was sich Kinder damals wünschten.

Die Aktie, und damit auch das Portfolio meines Vaters, erholte sich, genauso wie bei vielen anderen Menschen dieser Generation, nie wieder. In der sechsten Klasse hielt ich es für klüger, meine Börsengroßstaten zugunsten meiner Fähigkeiten im Werfen und Fangen herunterzuschrauben.

Und so unterdrückte ich diesen Drang während der gesamten Highschool- und Collegezeit, von den Schlusskursen blieb nur ein leichter Schleier. Was wollte dieses verschuldete Stipendiatenkind, das nicht einmal das Geld für einen Pennystock hatte, mit den Schlusskursen? Ohne meine Nebenjobs – nächtliches Korrigieren der Druckfahnen und Austragen der Unizeitung – hätte ich meinen Tagesjob als Präsident von *The Harvard Crimson* nicht fortführen, geschweige denn den Stundenplan einhalten können. Der Aktienhandel musste warten, bis ich etwas Geld haben würde.

In Harvard war ich ehrgeizig, zumindest hatte ich diesen Ruf. Ich war auf unermüdliche und sture Weise ehrgeizig. Das Harvard College war für mich nur ein Nebenschauplatz des *Crimson*, der Harvard-Zeitung. Ich kandidierte gegen Eric Breindel als Präsident beziehungsweise Chefredakteur. Über den Kampf um die *Crimson*-Präsidentschaft wird immer viel zu viel geschrieben. Das liegt wahrscheinlich daran, dass alle höheren Funktionäre des Blattes später in den Journalismus gehen. Über diesen Lebensabschnitt gibt es mindestens ein halbes Dutzend Zeitschriftenartikel, die alle gleich inkorrekt darüber berichten. Irgendein ungehobelter Kerl aus einer pennsylvanischen Wohnwagensiedlung kandidiert gegen ein höchst wohlerzogenes und schrecklich intelligentes Bürschlein, das über den Umweg Exeter aus New York City gekommen ist. Es stimmt, dass ich ein Stipendium hatte, aber das galt für alle in meiner Klasse. Und es stimmt, dass ich nicht so gebildet war wie Breindel, aber es reichte, um zu erkennen, dass der vorherige Präsident, Nick Lemann, an die Leistungsgesellschaft glaubte. Und ich war bereit, als Nachfolger doppelt so hart zu arbeiten und, wenn es sein musste, auch rund um die Uhr. Ich wusste auch, dass die Befürworter von Breindel eine „Vorschlagsliste“ erstellt hatten, in der alle Top-Positionen ohne mich besetzt waren. Als ich dies Lemann sagte, hielt er mich für paranoid, bis er es von Breindels Sympathisanten am Abend des „Truthahnschießens“ selbst erfuhr (an diesem Abend geben die Kandidaten für die höchsten Posten ihre Bewerbung bekannt). Die Abstimmung ging mit zwölf zu elf Stimmen knapp zu meinen Gunsten aus; nachdem Breindel verloren hatte, trollten sich die meisten seiner Wunschkandidaten, allerdings nicht ohne den ehemaligen Führungskräften, die für mich gestimmt hatten, noch eins auszuwischen. Das war mir egal – drei fantastische Neue arbeiteten für mich:

Mark Whitaker, späterer Chefredakteur von *Newsweek*, sein späterer Starjournalist Jon Alter und Joe Dalton, ein talentierter Schreiber, der aber dahinging, ohne seine Möglichkeiten je auszuschöpfen. Wir schufen ein großartiges Blatt, und am Ende brachte auch Breindel seine Fans wieder zurück und sie arbeiteten mit mir zusammen.

Die zwei Jahre, in denen ich sozusagen als wandernder Reportergeselle für Allgemeines tätig war, zuerst in Florida für den *Tallahassee Democrat* und dann in Kalifornien für den *Los Angeles Herald Examiner*, waren für meine Börsenfixierung auch nicht das Richtige. Nicht, dass ich kein Verlangen danach gehabt hätte. Ich war zwar nicht reich, aber auch keineswegs arm, und in diesen zwei Jahren habe ich mehrere Wendepunkte erlebt, die jedem anderen so manche Anlässe zum Reichwerden geboten und für mehrere Leben gereicht hätten.

Was die Nachrichten betrifft, hatte ich den Dreh heraus, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. Nur ein paar Monate nach meiner Ankunft in Tallahassee brach ein verrückter Mörder in ein Studentinnenwohnheim ein, nur einen Block von meiner Wohnung entfernt. Ich war früh genug da, um allen Kriminalreportern des Landes in der beginnenden Berichtsorgie über den Serienmörder Ted Bundy ein Schnippchen zu schlagen. Meine Artikel über den Doppelmord fanden landesweit derart großen Anklang, dass die Chefredakteure auf der Suche nach brandheißen Kriminalreportagen bei mir anklopfen und mir Jobs anboten. Nach wenigen Monaten schrieb ich für den *Los Angeles Herald Examiner* über jeden gewaltsamen Tod in Kalifornien.

Während ich eine steile Karriere als Kriminaljournalist hinlegte, ging es mit meinem persönlichen und finanziellen Wohlergehen rapide bergab. Ein paar Wochen, nachdem

ich in einen Bungalow in Orange Grove gezogen war, im Fairfax District, dem einzigen Viertel von Los Angeles, das entfernt meinem Zuhause ähnelte, kam ich eines Tages von der Arbeit nach Hause und stellte fest, dass sich während meiner Abwesenheit jemand in meiner Küche ein Thunfisch-Sandwich gemacht hatte. Mitten auf dem Küchenboden lag eine offene Dose und die Brottüte war mysteriöserweise geöffnet worden. Ich rief die Polizei, die meine Sicherheitsmaßnahmen gegen Einbrecher kurz überprüfte und mir dann riet, die Schlösser auszutauschen – was ich dann auch tat.

Als ich am nächsten Tag heimkam, sah ich, dass jemand in meinem Ofen ein Hähnchen gebraten und ein paar Beutel Gemüse, Marke Birds Eye, gegessen hatte. Der Eindringling hatte mir die Knochen, ein paar Innereien und eine übel angebrannte Pfanne hinterlassen.

Ich rief bei der Polizei an und man schlug mir ein zweites Mal vor, die Schlösser auszutauschen. Das hätte ich doch schon gemacht, sagte ich, aber ich würde es noch einmal tun, allerdings werde das langsam teuer.

Am nächsten Morgen hatte ich das Gefühl, jemand stehe vor meinem kleinen Heim und rauche. Ich rief sofort die Polizei, aber bis die Beamten da waren, war der Mann schon verschwunden. Immerhin lag direkt unter meinem Schlafzimmerfenster ein Häuflein Winston-Zigarettenstummel. Offenbar hatte die Person dort gewartet, bis ich aufstand und zur Arbeit ging, damit sie tagsüber meinen Bungalow bewohnen konnte.

Ich zeigte den Polizisten den Standort hinter meinem Haus und fragte, ob sie denn keine Fingerabdrücke von den Zigarettenstummeln oder vom Fensterbrett nehmen wollten.

Erst dann merkte ich, wie machtlos ich war. Der eine Polizist schaute den anderen an und sagte: „Der Kerl hält

uns wohl für so was wie Kojak.“ Der Rat des anderen war etwas präziser: „Pass auf, kauf dir eine Pistole oder nimm dir einen Privatdetektiv, beschütze dich selbst.“

Danke, Herr Wachtmeister!

Noch am selben Tag ließ ich mir von einem befreundeten Kollegen eine Pistole Kaliber 22 und kramte meine Pfadfinderaxt heraus, die ich in meiner Jugend immer zum Zeltlager mitgenommen hatte. Als ich an jenem Abend heimkehrte, stellte ich fest, dass sich der Eindringling einen schönen Salat gemacht hatte, dass er eine Dose Obst aufgemacht und in meinem Badezimmer geduscht und sich rasiert hatte. Das Spülen hatte er vergessen. Außerdem hatte er meine umfangreiche Sammlung von John-Coltrane-Platten und das Kleingeld mitgenommen, das ich in einer Tupperdose im Flur aufbewahrt hatte. Diesmal rief ich die Polizei nicht mehr.

Ich hatte damals meinem Chefredakteur anvertraut, dass sich der Einbrecher bei mir die Rosinen herauspickte. Frank Lalli hatte vorher für *George* und *Money* gearbeitet, und später arbeitete er für die New Yorker *Daily News*. Ich sagte ihm, dass ich mich an niemanden wenden könne und seine Hilfe bräuchte. Er nickte immer nur und gab mir einen neuen Auftrag. Ich sollte eiligst nach San Diego, wo die örtliche Polizei die 16-jährige Todesschützin Brenda Spencer in die Enge getrieben hatte. Später sollte Brenda Spencer, eine der ersten Schulschützinnen, aussagen, sie habe getötet, weil Regentage und Montage ihr so auf das Gemüt schlugen.

Als ich an dem mutmaßlichen Schauplatz des Verbrechens angekommen war, rief ich Lalli an und erklärte ihm, dass bereits eine Menge Presse da war. Er redete auf mich ein, ich bräuchte einen anderen Blickwinkel als die anderen, und schlug vor, ich sollte die Polizeilinie durchbrechen und in die Schule rennen, damit

ich ein Gefühl dafür bekäme, wie es wohl ist, wenn man beschossen wird. Ich wusste, dass Lalli kein Fan von mir war, und für 179 Dollar die Woche wollte ich mich nicht zur lebenden Zielscheibe für einen wahnsinnigen Teenager machen. Das sagte ich Lalli auch und teilte ihm außerdem mit, dass ich in meinen Bungalow zurückwollte, weil ich Angst davor hatte, was passieren würde, wenn mein Schleicher über Nacht freie Hand hätte.

Stattdessen antwortete er mir, ich sollte in San Diego bleiben und sehen, ob ich am zweiten Tag eine gute Perspektive auf die Schießerei bekommen würde.

Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, war nichts mehr da. Es sah aus, als wäre ein Möbelwagen da gewesen und hätte meine Habe bis auf das letzte Stückchen mitgenommen. Ich hatte nichts mehr. Keine Kleidung, kein Bettzeug, keine Möbel, keine Bücher, keine Toilettenartikel, keine Lebensmittel, nicht einmal mehr Klopapier oder Zahnpasta. Besenrein, bis auf eine Sprungfedermatratze und die schwersten Elektrogeräte.

Mein ganzer Besitz befand sich nun in meinem Auto, eine Sportjacke, die 22er und die alte Pfadfinderaxt. Natürlich waren meine Schecks weg und am Vortag war mein Girokonto geleert worden. Ich hatte also auch kein Geld mehr für die Miete – nicht, dass ich noch eine Nacht hätte bleiben mögen. Die Polizisten kamen also noch einmal und sagten, sie würden gern ein Formular über die gestohlenen Gegenstände mit mir ausfüllen – als ob ich versichert gewesen wäre! Sie sagten mir außerdem, es wäre Irrsinn, weiter in dieser Wohnung zu bleiben, es sei denn, ich wollte mich von dem Schleicher umbringen lassen.

Ein guter Rat.

Ohne Möglichkeit, meine Miete zu bezahlen, buchstäblich nur mit dem Hemd auf dem Leib und ein paar

Dollar in der Tasche, stieg ich schnell ab in die Welt der arbeitenden Obdachlosen.

In den folgenden neun Monaten schlief ich auf dem Rücksitz meines Ford Fairmont und gelegentlich auch bei Bekannten, die meinen Bitten gnädig nachgaben. Meine liebsten Übernachtungsplätze waren Raststätten am Interstate Highway 5; ich kauerte mich unter meine Cordjacke und hielt mit der einen Hand die Axt, mit der anderen die 22er umklammert. Don Forst, der damalige leitende Redakteur des *Herald Examiner* und inzwischen Herausgeber der *Village Voice*, ließ mich einen Monat lang in seiner Wohnung übernachten, weil er den Geruch meiner Samtcordjacke und meiner Gap-Hosen nicht mehr aushielt, die ich Tag für Tag trug. Er fragte mich, warum ich nie die Kleidung wechselte. Er gab mir die Chance, wieder auf die Beine zu kommen, aber kaum sah es so aus, als hätte ich eine feste Bleibe gefunden, da bekam Forst die Stelle als Chefredakteur des *Boston Herald*. Ich stand wieder auf der Straße, mit meinem Fairmont, der 22er, der Axt und neuerdings auch Jack Daniel's, der mich warmhielt. Ich war mitleiderregend und arm. Und Junge, Junge, wie ich stank!

Mein Vorgesetzter Lalli fand mein Elend fürchterlich witzig. Es machte ihm Spaß, mich zu lächerlichen Nachtterminen zu schicken, von denen ich sowieso nicht „nach Hause“ gehen musste. Wenn es neblig war, ließ er mich wiederholt am LAX [Flughafen von Los Angeles] Wache halten, um auf einen Flugzeugabsturz zu warten. Ich musste über jeden nächtlichen Brand in L.A. berichten, der nicht gerade eine Grillparty oder ein Schulfest mit Lagerfeuer war. Selbstverständlich schickte er mich zu den Familien sämtlicher Mordopfer, und wenn ich für die erste Ausgabe mit leeren Händen kam, ließ er mich die Hinterbliebenen ein zweites, drittes und viertes Mal belästigen. Ich musste unter einen absturzgefährdeten

Felsblock kriechen, der aus den Palisades mit Blick auf den Pazifik herausragte. Er hatte wohl gehofft, der Block würde während meiner Wache hinabrollen, ein paar Autos auf dem Pacific Coast Highway zermalmen und dann auf der anderen Straßenseite in das Büro des Leiters von Sounder brechen. Als der Staat den Block dann schließlich mittels Sprengung lösen wollte, drangsalierte er mich, die Story von unterhalb der voraussichtlichen Flugbahn des Felsens zu schreiben, um den richtigen Kick zu kriegen. In der Schlagzeile sollte es heißen, ich hätte „Rock around the Clock“ gespielt, und der „Rock“ hätte gewonnen. Gegenüber anderen Reportern witzelte er täglich über meine Armut und er schien sich daran zu weiden, wenn er mich möglichst schmutzig machen konnte, denn er wusste, dass ich ohne die Hilfe Dritter weder frische Kleider noch eine Dusche bekam. Ohne den Schutz von Donny Forst war ich diesem höhnischen Irren ausgeliefert.

In meiner Verzweiflung bekniete ich meine Vorgesetzten, dass sie mich auf die Straße schicken sollten, damit ich mich von den Spesen neu einkleiden könnte, auch wenn das bedeuten würde, dass ich auf den nordkalifornischen Raststätten des Interstate Highway 80 im Auto schlafen müsste. Jim Bellows, der Chefredakteur, erhörte mein Flehen, indem er mich zum Chef des Hauptstadtbüros in Sacramento machte; er wies Lalli an, den derzeitigen Büroleiter zu versetzen. Aber Lalli sagte niemandem etwas und als ich in die Hauptstadt kam, wusste der Büroleiter nichts von einer Ablösung. So kampierte ich tagsüber neben seinem Schreibtisch und nachts am Rande der I-80.

Aus den ersten Spesen machte ich mithilfe von Pferdewetten genügend Geld, um mir eine Wohnung mieten zu können. Auf dem College hatte ich von einem Kommilitonen, der mit Andy Beyer, dem Rennkolumnisten

der *Washington Post*, zusammen studiert hatte, einen Wettkurs bekommen; dieser war eine Woche vor seinem Examen von Harvard abgegangen, weil er auf der Rennbahn zu viel Geld verdiente. Ich verbrachte Wochenenden in meinem Auto am Rande der Rennbahn im Bay Meadows Park außerhalb von San Francisco oder ich fuhr nach Los Angeles und kampierte in der Nähe von Santa Anita. Das war meine einzige Möglichkeit, genug Geld zu verdienen für Kleidung und um mich warmzuhalten.

Wie das Leben so spielt, wollte der Gouverneur Jerry Brown unbedingt eine bestimmte Region des Staates fördern, die gerade zu boomen begann, und organisierte für jedermann, der Interesse zeigte, eine mehrtägige Besichtigungstour durch die Fabriken des Silicon Valley. Ich war der einzige Freiwillige.

Die Reise ging gerade so weit von Sacramento weg, dass der echte Büroleiter nichts dagegen hatte, und so kam ich zum ersten Mal mit Hightech-Unternehmen in Berührung. Natürlich hatte ich keinen Penny für den Aktienkauf übrig, aber im Frühjahr 1978 bekam ich bei der Besichtigung von National Semiconductor und von Signal, zwei Vorreitern des kommenden Technologiebooms, das Gefühl, dass dies der Ort war, an dem ich das große Geld machen könnte, wenn ich je welches zum Investieren haben würde.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Sacramento bat mich Lalli aus einer Laune heraus, mit Gouverneur Brown und seiner Freundin Linda Ronstadt nach Afrika zu fliegen. Ich hatte nur einen Tag Vorlaufzeit und für die Abreise brauchte ich Impfungen, die normalerweise über einen Zeitraum von mehreren Wochen verabreicht werden. Am nächsten Tag hatte ich so etwas Ähnliches wie Cholera, das sich sehr schnell in eine zutiefst gelbsüchtige Leber verwandelte.

Unglücklicherweise war ich nicht krankenversichert, weil die HMO [„Health Maintenance Organization“, eine recht eingeschränkte Form der Krankenversicherung] der Zeitung nur in Los Angeles Vertragsärzte hatte. Ich schleppte mich in eine Landarbeiterklinik in Yuba City und dort sagten mir die Ärzte, dass sich jemand um mich kümmern müsste, falls ich wieder genesen wollte.

Ohne große Hoffnungen versuchte ich, meine alten *Harvard Crimson*-Verbindungen wiederaufleben zu lassen, um jemanden zu finden, der in New York einen Journalisten einstellen würde, denn ich wusste, dass mich meine Schwester Nan dort wieder gesund pflegen würde. Scott Kaufer, ein Kumpel von mir, der im College ein paar Jahre über mir gewesen war, erzählte mir, dass Steve Brill, ein knallharter Reporter, der inzwischen Herausgeber geworden war, gerade ein Handelsmagazin für Anwälte aufbaute und jungen Reportern die Möglichkeit geben wollte, sich im investigativen Journalismus zu üben. Ich war dermaßen am Ende, dass ich die Vorstellung durchaus attraktiv fand, beim Aufbau einer Art Handelsblatt für Anwälte zu helfen. Also sagte ich Kaufer, ich würde es liebend gern in New York versuchen. Da ich nicht viel verdiente und keinen Arbeitgeberanteil zur Krankenversicherung bekam, dachte ich mir: Noch schlimmer kann es kaum werden.

Kurz darauf rief mich Steve Brill an. Einem Typen wie ihm war ich noch nie begegnet und werde ich wohl auch nie wieder begegnen. Brill war gemein, aber nicht hinter dem Rücken, sondern ganz offen. Grundlos gemein und unglaublich witzig. Der Kontrast hätte nicht größer sein können: auf der einen Seite ich, 1,75 Meter groß, schwächling und mit einer wilden, sich langsam lichtenden Afro-Frisur, einer abgewetzten Jacke und ausgebeulten, notdürftig geflickten Hosen – und auf der anderen Seite der

feiste und grobschlächtige Brill im perfekt geschnittenen Anzug, darunter ein Hemd mit Vaternörderkragen, inklusive Yale-Krawatte und goldener Krawattennadel. Als ich in sein Büro gebeten wurde, bekam ich als Erstes von ihm zu hören, dass er mich zwar liebend gern einstellen würde, aber das könne er erst, wenn er Mike Vermeulen gefeuert habe, einen Reporter, der weit jenseits von Gut und Böse war. Er müsse zuerst Vermeulens Schreibtisch freimachen. Er schaute mich von oben bis unten an, ließ seinen Blick auf den verschmutzten Aufschlägen meiner Samtcordjacke ruhen und meinte, ich sähe aus, als könnte ich ein bisschen zusätzliches Geld gebrauchen. Er bot mir tausend Dollar auf die Hand, wenn ich Vermeulen eigenhändig und auf der Stelle hinauswerfen würde. Er hatte keine Ahnung, wie verzweifelt ich war und wie dringend ich Geld brauchte – ich schuldete in Kalifornien jedermann ein paar Hundert Dollar –, und so ergriff ich die Gelegenheit beim Schopf. Als ich ohne zu zögern sagte, dass ich es tun würde, engagierte er mich vom Fleck weg für ein Gehalt von 20.000 US-Dollar; das war 1979 ein enormer Betrag und nahezu das Doppelte meiner armseligen Entlohnung beim *Los Angeles Herald Examiner*. Er hielt mich von dem Rausschmiss ab – und glauben Sie mir, ich hätte es getan –, gab mir ein paar Hundert Dollar und sagte mir, ich sollte mir ein paar saubere Hemden und eine Jacke kaufen und mich in zwei Wochen zur Arbeit melden.

Mit dem Job in der Tasche flog ich nach Kalifornien zurück, rief auf der Stelle meinen Chefredakteur Bellows an und erklärte ihm, ich würde kündigen, weil ich die Tortur des Journalismus Marke Lalli nicht mehr ertrüge. Selbstverständlich hatte das, wie immer in solchen Fällen, keinerlei Konsequenzen, aber zumindest hatte ich Bellows gegenüber durchblicken lassen, was für ein sadistischer

Hurensohn Lalli war. Erst jetzt, nachdem ich an der Börse Millionen gemacht habe, um aus dieser Armut herauszukommen, kann ich perverserweise – und auf eine Art, die Lalli sicher verstehen würde – diesen seltsamen Tyrannen respektieren, der das unbändige Verlangen hatte, so schnell wie möglich reich zu werden.

Ich schwor mir, dass ich nie wieder so arm sein würde und es mir nie wieder derart an materiellem Wohlstand fehlen würde wie zu jener Zeit. Meine einzige und ältere Schwester Nan ist Teilhaberin einer Anwaltspraxis in Downtown Manhattan. Sie ließ mich auf dem Boden ihres Appartements in Greenwich Village schlafen, sodass ich langsam ein wenig Geld zusammensparen, mir Kleider kaufen und wieder gesund werden konnte. Als ich dann endlich für *American Lawyer* arbeitete – so hieß Brills Zeitschrift –, kontaktierte ich sämtliche Gläubiger aus den unterschiedlichsten Branchen, eine Telefongesellschaft, Southern California Edison, Mobil, Allstate und so weiter, und vereinbarte mit ihnen, dass ich meine Schulden über vier Jahre abbezahlen würde.

Mit dem, was von meinem Gehalt übrig bliebe, so mein Entschluss, würde ich mein Glück wieder in dem Spiel versuchen, das ich vor Jahren aufgegeben hatte: Aktien. Ich kaufte Aktien von Unternehmen, die ich ein paar Monate vorher im Silicon Valley besichtigt hatte. Mein Geld reichte nur für den Kauf von fünf Aktien auf einmal und die Gebühr war zum Teil so hoch wie der Kaufpreis! Das konnte mich aber nicht davon abhalten. An diese ersten Aktiengeschäfte erinnere ich mich noch, als wäre es gestern gewesen. Ich besorgte mir sieben Aktien des Konfektionsunternehmens Bobbie Brooks, nachdem *Forbes* einen netten Artikel darüber geschrieben hatte. Ich schnappte mir zehn Aktien von American Agronomics, einem Orangensafthersteller, der ebenfalls in *Forbes* besprochen worden war. Dann

kaufte ich 20 Aktien von Bob Evans Farms, einer Restaurantkette aus dem Mittleren Westen. Zeitschriften wie *Forbes* sind voller guter Ideen, aus denen man Profit schlagen kann. Ich kramte das alte Hauptbuch aus den 60er-Jahren heraus und setzte neue Namen ein, aber diesmal mit echten Dollar, nicht mit Spielgeld. Ich kombinierte Ideen aus *Businessweek* und *Forbes* mit dem spärlichen Aktienresearch, das damals über die New York Public Library zur Verfügung stand. Obwohl wir uns immer noch in der Endphase der 70er-Jahre-Baisse befanden, funktionierte meine Aktienausswahl. Es war genau wie in den alten Tagen in der Vorstadt von Philadelphia. Meine Fähigkeit, aus den Schlagzeilen des Tages und den Aktienkursen ein paar klare Gewinner herauszupicken, hatte sich nicht verändert. Mit den Gewinnen, die ich immer sofort vom Tisch nahm, investierte ich in SPS Technologies, einem Hersteller von Flugzeugbefestigungen; dank eines zyklischen Aufschwungs der Flugzeugindustrie verdoppelte ich schnell mein Geld.

Nach einigen Monaten hatte ich kaum noch Zeit für meine journalistische Tätigkeit, weil ich so sehr damit beschäftigt war, in die Midtown Business Library in Manhattan zu rennen, um Tipps und Ideen für meinen nächsten Punktesieg am Markt aufzutreiben. Ich hatte sogar Brill, meinen Chef, damit angesteckt, nachdem er mich einmal gefragt hatte, wieso zum Teufel ich ständig meinen Broker anrufen würde, wo ich doch eigentlich hätte schreiben sollen. Ich sagte ihm, ich hätte da so eine Vorahnung, dass Natomas, eine Ölgesellschaft mit gigantischen Lieferungen, bald ein Übernahmeangebot bekommen würde. Als dies ein paar Tage später wirklich passierte, war er angefixt. Schon bald gab er mir frei für meinen nächsten großen Wurf, vorausgesetzt natürlich, ich

würde ihn daran teilhaben lassen. Wir haben zusammen gutes Geld verdient.

Ich gab die Rennbahn zugunsten der Aktien auf und nahm von dort die Angewohnheit mit, groß einzusteigen, wenn ich richtiglag, und drastisch zu kürzen, wenn die Chancen gegen mich standen. Das waren die eigentlichen Leckerbissen aus „Picking Winners“ und „My First 50.000 \$ Season“, zwei hervorragenden Büchern über Pferdewetten von Andy Beyer, der für die *Washington Post* schrieb. Während andere sie lasen, um Pferdewetten richtig zu verstehen, betrachtete ich sie als das, was sie tatsächlich sind, nämlich eine strenge und disziplinierte Möglichkeit, mit Risiken umzugehen, und zwar bei jeglicher Unternehmung, die etwas mit Wetten zu tun hat, egal ob nun Sport oder Aktien. Ich kombinierte meine Fähigkeit, die Fundamentaldaten hinter den Aktien zu sehen, mit von Beyer abgeschauten Erkenntnissen zu einer Anlagephilosophie, mittels derer ich die Gewinne laufen lassen, die Verluste dagegen sofort abblocken konnte. Er predigte Disziplin als Gegenmittel zur Fehlbarkeit. Seine Philosophie bestand darin, große Beträge auf abseitige Läufe und Bahnen zu setzen, die sich außerhalb des Horizonts der großen Spieler befanden – das perfekte Kriterium für den Aktienmarkt.

Es gibt tonnenweise Bücher über Geldanlage, wobei die meisten „Kaufen und Halten“ empfehlen und den Schwerpunkt auf die Analyse von Substanz- und Wachstumswerten legen. Aber wenige bis gar keine beschreiben einen disziplinierten Stil, der die persönliche Überzeugung mit dem wechselnden Lauf der Fundamentaldaten verbindet und der wie Beyer den ganz großen Einsatz empfiehlt, wenn man glaubt, man habe etwas ganz Besonderes gefunden. In keinem dieser Investmentbücher ist von Flexibilität die Rede oder davon,

dass man sein Portfolio regelmäßig und nach strengen Kriterien neu bewerten und verändern muss, genauso wie Beyer seine Pferdewetten. Es waren seine Erkenntnisse, die mich auf den Weg des großen Profits gebracht haben. Als ich viele Jahre später durch den Kauf und Verkauf von Aktien jede Woche Millionen verdiente, verblüffte es mich des Öfteren, dass Beyer seine Begabung auf das Kleingeld der Pferdchen verschwendete. Der Mann hätte das Zeug dazu gehabt, den großartigsten Investmentratgeber aller Zeiten zu schreiben, wenn er nur gewusst hätte, wie ähnlich sich Pferde und Aktien sind. Aber entweder ging das an ihm vorbei oder er mochte Pferde einfach lieber als Aktien.

Ich hätte ewig bei Brill bleiben können. Seine Bosheit erstreckte sich nur auf diejenigen, die keinen Dampf machten. Letztendlich war er der angenehmste Chef, den ich je hatte, auch wenn er auf Texte, die man eilig geschrieben hatte oder die nicht ganz durchdacht waren, oben in Rot immer wieder hinkritzelte: „Für diesen Haufen Müll sollte ich dich eigentlich hinausschmeißen.“ Als ich eine schwierige Operation hinter mir hatte und einen Monat im Bett bleiben musste, bombardierte er mich mit Geschenken und Büchern, und ich musste mir unbedingt alle Sticheleien gegen sämtliche Redakteure anhören, von denen er wusste, dass ich sie nicht leiden konnte. Er machte mich mit Jim Stewart bekannt, einem langjährigen Redakteur, der später für seine Reportagen über Ivan Boesky und Michael Milken im *Wall Street Journal* den Pulitzerpreis bekam. Er ist der beste reine Schreiber und Reporter; wir wurden Freunde fürs Leben. Brill brachte mir bei, dass ich alles schreiben konnte, was ich wollte, solange es der Wahrheit entsprach, und er nahm mich vor einer ganzen Reihe von Menschen in Schutz, die mich dazu bringen wollten, positivere Artikel zu schreiben. Er war

wirklich niemandes Eigentum und ermutigte mich dazu, genauso zu sein. Er irrte sich nie, was den Leitartikel betraf, er hatte einen unfehlbaren Riecher für große Storys und er gab ein Vermögen dafür aus, wenn ich für irgendeine Story Recherchen anstellen musste. Er stellte keine Fragen. Wenn man einmal etwas Härteres geschrieben hatte und der unvermeidliche Anruf von einer großen und wichtigen Persönlichkeit kam, die Brill nahelegte, er solle einen entlassen, dann schrie Brill die mächtige Persönlichkeit ohne Rücksicht auf Verluste an, denn er nahm seine Reporter in Schutz. Dafür wurde er geliebt. Ich finde es immer wieder erstaunlich, wie wenige Chefs in der Welt des Journalismus sich derart loyal gegenüber den Ihren verhalten.

Brill liebte es, die Begabungen seiner Mitarbeiter gegeneinander auszuspielen. Kurz bevor er mich einstellte, hatte er Stewart und Connie Bruck engagiert, die jetzt beide bei *The New Yorker* sind, und wir wetteiferten um die Titelstory dieses kleinen Handelsmagazins mit einer Auflage von 17.000. Er versprach den Titel immer allen dreien, und wir waren wirklich schwer enttäuscht, wenn wir ihn dann am Ende doch nicht bekamen. Erstaunlicherweise schaffte er es, dass uns das wirklich wichtig war.

Allerdings wusste er nicht, wann es genug war, und er konnte uns Verrecken nicht verlieren. Beim sommerlichen Betriebsausflug zu Brills Villa in Westchester teilte er uns in Mannschaften ein, verteilte uns im Pool und bestand darauf, dass wir eine unfaire Version von Wasserball spielten, bei der Tauchen ausdrücklich erlaubt und erwünscht war. Er genoss den Körperkontakt und er war einen Kopf größer als fast alle Angehörigen der gegnerischen Mannschaft, einschließlich mir selbst. Als ich gerade dabei war, das vermutlich rettende Tor zu werfen,

grub Brill seine Zähne in meinen Wurfarm, und das Blut spritzte in einem kontinuierlichen Strom in das saubere Wasser. Alle erstarrten vor Schreck, aber ich konnte nur lachen. Das war Steve, wie er leibt und lebt. Er hatte meinen Versuch verhindert, das Spiel gewonnen und dem Begriff „unsportliches Verhalten“ eine neue Bedeutung gegeben – alles mit einem Biss.

Erst als ich des Schreibens für die wohlhabenden Anwälte bei *American Lawyer* überdrüssig wurde und mich entschloss zu gehen, konnte ich so viel Zeit für die Aktienauswahl aufbringen, dass es nicht mehr nur ein Hobby war, sondern ein Beruf. Als ich mich bei der juristischen Fakultät bewarb, wollte ich eigentlich Staatsanwalt werden. Ich dachte mir, das wäre so ähnlich wie Journalist zu sein, nur eben mit gesetzlicher Gewalt. Aber nachdem ich 1980 auf die Harvard Law School gegangen war und den Studienbeginn auf 1981 verschoben hatte, hatte ich meinen Blick mehr auf die Wirtschaft gerichtet. Ich verdiente an der Börse in jenem Frühling einfach zu viel Geld, sodass es mir widerstrebte, diese Tätigkeit zugunsten eines Vollzeit-Jurastudiums aufzugeben. Zwar verraten einem dies weder die Vorlesungsverzeichnisse noch die Eltern, aber die juristische Fakultät ist der ideale Ort, um sich drei ganze Jahre Zeit zu nehmen, herauszufinden, was man denn wirklich einmal werden will. Eines war von Anfang an klar: Wenn man einen schlecht bezahlten Job als Staatsanwalt wollte, dann musste man hart arbeiten und brauchte gute Noten. In der Welt des Rechts, die dem gesunden Menschenverstand widerspricht, braucht man für die begehrtesten Stellen die besten Noten und bekommt das niedrigste Gehalt.

In meinem ersten Jahr an der juristischen Fakultät in Harvard geschah etwas, das der Möglichkeit ein Ende